

Blick auf des bernische Seeland

Autor(en): **Zinniker, Otto**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz = Suisse = Svizzera = Switzerland : offizielle Reisezeitschrift der Schweiz. Verkehrszentrale, der Schweizerischen Bundesbahnen, Privatbahnen ... [et al.]**

Band (Jahr): **26 (1953)**

Heft 5

PDF erstellt am: **08.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-778395>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

BLICK AUF DAS BERNISCHE SEELAND

Immer wieder mutet es uns an, als habe die Erdgestaltung die Landschaft um den Bielersee deshalb so schön geschaffen, damit der Herrgott eine Stelle finde, um am Sonntag mit seinem Auge darauf auszuruhen. Denn in dieser Gegend ist alles von Frohmut überstrahlt und zum geschlossenen Bilde geordnet; hier steht der Mensch im Richtigen und Guten; hier ist er auf dem Heimweg zu sich selber und zum Mittelpunkt seines Wesens; hier lauscht er jedem neuen Aufbruch des Frühlings, schaut den hohen Sommerwolken nach, schlürft die Milde des Herbstes und verliebt sich vielleicht sogar in die berüchtigten Winternebel; hier sind die menschlichen Siedlungen, die Städte, Dörfer, Weiler und Einzelhöfe, noch ein Stück unentstellter Natur.

Das Soeland ist, geographisch gesehen, die lange Senke, die sich am Südfuß des Jura vom Neuenburger- und Murtensee bis vor die Tore Solothurns erstreckt, eine vom Verkehr begünstigte Bauernlandschaft, ein Erdstrich mit Wiesen und Obst, Weizen und Korn, Gemüse, Wein und Tabak. Mit Staatshilfe wird an dieser einzigen Stelle der Schweiz der Zuckerrübenbau gepflegt. Von keiner andern Erhebung wie vom Jolimont aus überschaut man den Bielersee und sein Umgebende besser. Man weilt hier auf der Sprachgrenze und blickt in burgundisches und alemannisches Kulturgebiet; man steht auf einem Zipfel des Staates Bern und schaut in die vier Nachbar Kantone Freiburg, Waadt, Neuenburg und Solothurn; man steht auf einer Brücke der Welt, die mannigfache Unterschiede der Daseinsweise und der Atmosphäre vereinigt. Westwärts sieht man die hohen, gutgebauten Weinberge der Jurarandkette von Neuenburg bis Biel, den Chaumont, den Chasseral und den Weissenstein weit draußen im weichen Dunst. Ostwärts sieht man das bernische und freiburgische Mittelland, wo Hügel an Hügel sich reiht, bis zuletzt die Voralpen und die Alpen schemenhaft dahinter aufragen.

Das Besondere aber besteht darin, daß man vom Jolimont aus das bernische Seeland als Ganzes, gleichsam im Triptychon, betrachten kann. Es bietet sich dem Blick in seiner ganzen Breiten- und Tiefenentfaltung dar, und das Auge wird nicht müde, über seine wohlproportionierten Formen hinzugehen. Das Mittelstück des Triptychons ist der Bielersee, indes sich die beiden Flügelbilder aus dem entfernteren Neuenburger- und dem noch weiter abliegenden Murtensee zusammensetzen. Bei der leichtesten Drehung um unsere eigene Achse vollzieht sich zu unseren Füßen ein Wechsel der Linien und Farben wie in einer camera magica; es verändert sich alles und bleibt doch alles dasselbe.

Das helle Gewässer des Bielersees liegt da wie ein aufgeschlagenes Buch. Es offenbart dem Auge alle Tiefen und Untiefen, alle Buchten und Anlegeplätze. Es ist ein nach Nordosten sich verjüngendes Glanzmeer, zu dem man sich immer wieder hinwenden muß, um seine Pracht in sich aufzunehmen. Aber was wäre der Bielersee ohne die Petersinsel? Erst durch das dunkelbewaldete, wie von Zauberhand hingesezte Eiland erhält das Gewässer jene Topographie, die es zum lieblichsten aller Binnenseen macht. Voll heimlicher Schönheiten ist die nach der Juragewässerkorrektur aus dem um zwei Meter gesenkten Seespiegel auftauchende Landzunge, die das Städtchen Erlach mit der Insel verbindet. Sie entfaltet sich wie ein riesiges Eichenblatt, dessen Hauptrippe der nur in den Sommermonaten begehbare Heidenweg und dessen Lappen die knisternden, raunenden Schilffelder sind. Ein großer Teil des Seelandes wird durch das Große Moos eingenommen, die heutige Gemüsekammer der Städte Bern und Biel. Eine Wanderung über den weichen, dunklen Moosgrund ist ein Gehen ins Blaue, ohne Richtung und ohne eigentliches Ziel. Man fängt irgendwo an und hört irgendwo auf. Aber alle Augenblicke hemmt man den Schritt, um da eine Köstlichkeit und dort ein kleines Wunder aufzuheben. Man kommt an verträumten Wasserläufen, an Sarbäumen und Birken vorbei, die so tief in der Einsamkeit ruhen, daß wir bei ihnen stehenbleiben und die Hand an ihre Rinde legen müssen. Und wer jemals die Kumuluswolken über dem Großen Moos gesehen hat, der wird sie wie einen schönen Traum in der Seele bewahren: hoch über der Erde schwebende, von der Sonne verklärte, den ewigen Rätseln des Weltalls verschwisterte Schemen. Unter diesen unbegreiflichen, gleichsam von einem andern Stern genommenen leuchtenden Wolkengebilden, die oft stundenlang ihre gleiche Form behalten, liegt als irdischer Kontrapunkt das dunkle Element des Moosbodens. An Gelände-

wellen geschmiegte Siedlungen, kleine Waldrücken und Streuhaufen fügen sich in das Bild der Landschaft wie beglückende Töne im Werk eines Malers, wie ihn das Große Moos in Altmeister Traugott Senn gefunden hat.

OTTO ZINNIKER

DAS HURNUSSEN

Es war schon lange die Rede davon gewesen, daß die Burschen aus Ulls Gemeinde, die Erdöpfelkofer, mit den Bronzwyleren einen Wetthurnusset abhalten sollten. Das Hurnussen ist nämlich eine Art Ballspiel, welches im Frühjahr und Herbst im Kanton Bern auf Wiesen und Äckern, wo nichts zu verderben ist, gespielt wird, an dem Knaben und Greise teilnehmen. Es ist wohl nicht bald ein Spiel, welches Kraft und Gelenkigkeit, Hand, Aug und Fuß so sehr in Anspruch nimmt als das Hurnussen. Die Spielenden teilen sich in zwei Parteien, die eine hat den Hurnuß zu schlagen, die andere ihn aufzufangen. Der Hurnuß ist eine kleine Scheibe von nicht zwei Zoll im Durchmesser, in der Mitte etwas dicker als an den Rändern, welche abgerundet und zwei Linien dick sind. Derselbe wird mit schlanken Stecken von einem Sparren, der hinten auf dem Boden, vornen auf zirka zwei bis drei Fuß hohen Schwirren liegt, geschlagen, auf den er aufrecht mit Lehm angeklebt wird. Etwa zwanzig Schritte weit vor dem Sparren wird die Fronte des Raumes bezeichnet, innerhalb welcher der Hurnuß fallen oder abgetan werden muß. Dieser Raum oder dieses Ziel ist an der Fronte auch ungefähr zwanzig Schritte breit, erweitert sich nach und nach auf beiden Seiten, hat aber keine Rückseite, sondern ist in seiner Längenausdehnung unbegrenzt; soweit die Kraft reicht, kann der Hurnuß geschlagen werden. Innerhalb dieses Zieles muß nun der sehr rasch fliegende Hurnuß aufgefaßt, abgetan werden, welches mit großen hölzernen Schaufeln mit kurzen Handhaben geschieht. Fällt derselbe unabgetan innerhalb des Zieles zu Boden, so ist das ein guter Punkt. Wird er aber aufgefaßt oder fällt er dreimal hintereinander außerhalb der Grenzen zu Boden, so muß der Schlagende zu schlagen aufhören. Die zwei Parteien bestehen aus gleichviel Gliedern und schlagen und tun wechselseitig den Hurnuß ab. Haben alle Glieder einer Partie das Schlagrecht verloren, indem der Hurnuß entweder abgefaßt worden oder außer das Ziel gefallen, so zählen sie die guten Punkte und gehen nun ins Ziel, um den Hurnuß aufzufassen, den nun die andere Partie schlägt, bis auch alle Glieder das Schlagrecht verloren. Welcher Partie es gelungen ist, mehr Punkte zu machen, den Hurnuß ins Ziel zu schlagen, ohne daß er abgetan wird, die hat gewonnen. Nun muß man wissen, daß dieser Hurnuß fünfzig bis siebenzig Fuß hoch und vielleicht sechs- bis achthundert Fuß weit geschlagen wird, und doch gelingt es bei geübten Spielern den Parteien oft nicht, einen einzigen Punkt zu machen, höchstens zwei bis drei. Es ist bewundernswürdig, mit welcher Sicherheit gewandte Spieler dem haushoch über sie hindliegenden Hurnuß ihre Schaufel entgegenrädern, wie man zu sagen pflegt, und ihn abtun mit weithin töndendem, hellem Klange; mit welcher Schnelligkeit man dem Hurnuß entgegenläuft oder rückwärts springt, um ihn in seinen Bereich zu kriegen. Denn je gewandter ein Spieler ist, ein desto größerer Raum wird ihm zur Bewachung anvertraut. Je gewaltiger einer den Hurnuß zu schlagen vermag, um so mehr müssen die Auffassenden im Ziel sich verteilen, so daß große Zwischenräume zwischen ihnen entstehen und auf den geflügelten Hurnuß eine eigentliche Jagd gemacht werden muß. Dieses Spiel ist ein echt nationales und verdient als eines der schönsten mehr Beachtung, als es bisher gefunden hat. Daß es ein nationales ist, beweist das am besten, daß ein ausgezeichnete Spieler durch eine ganze Landschaft berühmt wird und die Spieler verschiedener Dörfer ordentliche Wettkämpfe miteinander eingehen, wo die verlierende Partie der gewinnenden eine Uerti zahlen muß, das heißt ein Nachtessen mit der nötigen Portion Wein.

Die Auswahl der Spielenden geschah mit der größten Sorgfalt und nach langem Prüfen und Wägen; denn die Ehre des Dorfes stund auf dem Spiele, und es war lustig anzusehen, wie die Auserwählten sich ordentlich in die Brust warfen, die Nichterwählten aber sich klein machten und demütig zu den andern aufschauten.

Jeremias Gotthelf in «Ull, der Knecht»